

## **RAUM-MENTALITÄTEN: NUTZUNGEN DAZWISCHEN, ÜBERGRIFFE**

Hermann Huber

«Überall ist jemand». Aber nicht dauernd. Es gibt vorübergehende Lücken im Gebrauch von Räumen und Flächen. Und es gibt Leute, die sich das zunutze machen.

«Niemandland», schrieb Lucius Burckhardt 1980 im Werkbund Material<sup>1</sup> «das ist das Land, wo der Schorsch seine selbstgebastelte Rakete zündete und wo die Anne ihren ersten Kuss bekam...» Und weiter: «Niemandland ist der Leerraum zwischen dem Stadtkörper und seinem zu gross geschneiderten Planungsanzug.»

Zehn Jahre später, so könnte man die Geschichte weiterspinnen, ist die Anne im vierten Geschoss des Basler Schlotterbeckgebäudes gerade an der Vorbereitung ihrer ersten Fotoausstellung, der Schorsch besucht das Tanz-Studio im Zürcher Steinfelsareal, und kürzlich haben sich die beiden an einer DJ-Party in der Escher-Wyss-Unterführung getroffen... Sie bewegen sich noch immer im Niemandland. Nicht mehr in brachliegenden dem, leerem Bauerwartungsland am Siedlungsrand allerdings, sondern in gebauten, aber nicht mehr für ihre ursprünglichen Zwecke benutzten Räumen. Anne und Schorsch bewegen sich in einer neuen Form von Lücken. Die alte Nutzung ist stillgelegt oder an einen anderen Ort verschoben, die neue Nutzung oder der Neubau sind in Planung: Planungs-, Verwertungs-, Verfahrenslücken. Das heisst, um bei Burckhardts Bild zu bleiben, der Planungsanzug ist nicht mehr nur zu gross, sondern passt überhaupt nicht mehr. Niemandland wäre dann der Leerraum, die Leerzeit zwischen zwei «Planungsanzügen», «Niemandszeit» sozusagen. Der alte Begriff der «Brachen» trifft den Sachverhalt fast im wörtlichen Sinne; gemeint war damit das brachliegende Feld zwischen zwei Nutzungsphasen der Dreifelderwirtschaft. Und was diese Brachen besonders attraktiv macht: Sie liegen nicht mehr am Siedlungsrand, sondern am Rand oder gar inmitten der Stadtzentren, fünf Gehminuten vom Bahnhof entfernt.

Was liegt vor? Es liegt ein Sachverhalt vor, der, hört man die Eigentümer und ihre politischen Vertreter, immer nur beklagt wird: Grössere Umstrukturierungen von Gebäuden oder ganzen Stadtteilen — die Industrieareale in Zürich, Winterthur, Thun oder Baden sind Beispiele dafür --

lösen regelmässig umfangreiche Verfahren und öffentliche Debatten über deren künftige Nutzung und Gestaltung aus, erfordern Umweltverträglichkeitsprüfungen und vieles mehr. Das braucht Zeit — in den Augen der Investoren «verlorene» Zeit, die sie möglichst kurz halten wollen. Deshalb fordern sie Deregulierung und Beschleunigung der Planungs- und Bewilligungsprozesse. Negative Standortfaktoren von Zürich seien u.a. «erschwerete Entwicklungsmöglichkeiten (Regelungsdichte), Rechtsunsicherheit, Hemmung der Investitions- und Reaktionsgeschwindigkeit» — so etwa unlängst im Protokoll eines Workshops der Gesellschaft für Siedlungsentwicklung und Umwelt nachzulesen. Die Behörden ihrerseits rechtfertigen die steigenden Anforderungen an Baubewilligungen mit der zunehmenden Komplexität von Grossprojekten, der wachsenden Bedeutung ökologischer Aspekte des Planens und Bauens und mit einer Öffentlichkeit, die Debatten über die künftige Nutzung und Gestaltung sowie über die Auswirkungen eines Projektes auf ihr tägliches Umfeld verlangt. Einig sind sich Behörden und Investoren jedoch in einem Punkt: Planungsbrachen sind ein zwar notwendiges, aber möglichst Kurz zu haltendes Übel.

«Überall ist jemand»: Jede Veränderung der Umwelt betrifft jemanden, führt zu Auseinandersetzungen und auch zum Kampf um die Befriedigung von Raumansprüchen. Planung sei die Verteilung von Vor- und Nachteilen in der Gesellschaft, bemerkte Horst Rittel schon vor fünfundzwanzig Jahren. Vom Wohlfahrtsstaat wird gefordert, die Interessen noch nicht berücksichtigter oder benachteiligter Gruppen wahrzunehmen, ihnen zu Räumen und Mitteln zu verhelfen. Die politischen Ausmachungen um die Rote Fabrik und das Kanzleizentrum in Zürich oder um die Festlegung von Wohnanteilen auf bisherigen Industriearealen sind dafür Beispiele.

Solche Auseinandersetzungen haben sich in den letzten Jahren zu gespitzt. Die Raumansprüche sind flächendeckend geworden. Denn es gibt nurmehr zeitliche Lücken, Verwertungspausen in der permanenten Neubesetzung von Räumen und Leerstellen während der Umformulierung jenes Regelsystems, das man nicht umsonst mit dem Begriff «Raumordnung» bezeichnet. Auch diese aber ist flächendeckend! Wer heute beispielsweise einen kulturellen Freiraum sucht und ihn nicht auf dem Markt erwerben kann oder will, dem stehen deshalb nur zwei Wege offen: der langwierige und oft erfolglose politische Verteilungskampf, oder der Sprung in die Zwischennutzung.

Hinter diesem Text steht die These, dass gerade Zwischennutzungen

und die darin manifesten Raummentalitäten für die Atmosphäre einer Stadt, für das urbane Klima, für die Vielfalt eines Stadtteils von grosser Bedeutung sind — oft sogar wichtiger als das, was schliesslich definitiv geschieht. Bereits jede öffentliche Debatte über definitive Verwendungen ist eine Form solcher Zwischennutzung, wenn nicht des Objekts, so doch der Planungszeit.

Aktuelle Belege für diese These sind im folgenden<sup>2</sup>:

- Das Schlotterbeckgebäude in Basel; es steht hier prototypisch für die vielen vertraglich geregelten Zwischennutzungen in ehemaligen Fabrikgebäuden.
- Die Halle 180 im Sulzerareal Winterthur, neu und befristet genutzt durch eine Institution.
- Das Wohlgrothareal in Zürich als Beispiel einer (noch) tolerierten Besetzung.
- Die stillgelegte Fussgängerunterführung am Escher-Wyss-Platz in Zürich. Schauplatz eines exemplarischen kurzfristigen Übergriffs.

## **SCHLOTTERBECKGEBÄUDE**

Der Ort: Ein 1928 erstellter, Ende der 40er Jahre aufgestockter Grossgaragenbau mit Rampenturm von 40 m Durchmesser, fünf Gehminuten vom Bahnhof Basel entfernt. Im Herbst 1989 wird bekannt, dass die heutige Eigentümerin, die Schweizerische Volksbank, für den Zeitraum bis 1993 eine Zwischennutzung für das Gebäude plant und dafür Mieter sucht. Im Dezember 1989 wird ein Gründungsverein für den «Werkraum Schlotterbeck», im Juni 1990 ein Trägerverein «Werkraum Schlotterbeckareal» gebildet. Dieser Verein erhält einen befristeten Mietvertrag für den Zeitraum Oktober 1990 bis Juni 1993. Auf diesen Zeitpunkt, so die Planung der SVB, sind der Abbruch und der Neubau einer Bank vorgesehen (Architekt: Richard Meier, USA).

Die Mietkosten für die Zwischennutzung (Ateliers, Werkstätten, Produktionsräume für Theater und Tanz, Arbeits- und Begegnungsräume u.a.) werden zu rund 50% durch die Mieter getragen und belaufen sich auf ca. Fr. 6.- pro m<sup>2</sup> und Monat, bei einer Subventionierung von maximal je Fr. 70'00.- durch die SVB und das Erziehungsdepartement

Basel-Stadt. Das Schlotterbeckprojekt will Freiraum und Starthilfe für junge Künstlerinnen und HandwerkerInnen gewährleisten, aber auch gemeinsame Projekte — die Programmbroschüre bezeichnet diese als «Streitkultur» — ermöglichen.

## RAUMMENTALITÄTEN I

«... dieses Dreieck hat mich immer angezogen (...), einer der besten Orte in der Stadt, die Bahnhofsnähe, die Höhe, man blickt über die ganze Stadt...»

... schon bald nach der Schliessung der Stadtgärtnerei suchten wir Ladenlokale für Zwischennutzungen, mit Vereinbarungen... Der Druck von aussen und die illegale Situation der Stadtgärtnerei — die ich zwar legitim finde — verhinderten es, im Innern die Art von Umgang zu pflegen, die wir einfach brauchen...»

«... man kann beim Begriff der 'Bewegung' ansetzen, Da kommt man auf etwas Nomadisierendes — du siehst die Welt plötzlich ganz neu, wenn du immer an einem anderen Ort bist, deine Heimat so aufbaust, dass sie nicht für die Ewigkeit halten muss...»

«... natürlich ist das Schlotterbeck eine Notlösung. Aber es geht einfach nicht anders, wir kommen sonst nicht zu solchen Räumen: Wir arbeiten mit dem, was da ist. Das Projekt ist in dieser Form nur möglich, weil es auf drei Jahre befristet ist, sonst hätte es ein viel grösseres Gerangel um Raum gegeben. Mit diesen drei Jahren bist du immer in Bewegung, aber nicht nur physisch, auch im Denken... jede Ausrichtung auf Dauer würde Institutionalisierungen mit sich bringen, und Institutionalisierung, das ist der Tod jeder Idee...»

«... du musst dauernd wach sein, du hast gar keine Zeit einzuschlafen...»

«... einerseits ist es eine Notlösung, andererseits sehe ich positive Aspekte, die man weiterdenken könnte. Zum Beispiel in der Architektur, was da als Impuls aus der Moderne angelegt war, die Beweglichkeit und Flexibilität, das ist gar noch nicht fruchtbar geworden... Eine Architektur, die primär Hüllen schafft, die flexibel ausstattbar sind (...), wenn du so etwas suchst, musst du eine Zwischennutzung machen... Wenn du irgendeinen Raum mietest, dann ist der so starr eingerichtet und verbaut, dass der wichtigste Aspekt eigentlich entfällt... Meine Vision wäre eine Zeltarchitektur; aber Zelte sind noch nicht einmal als Architektur anerkannt...»

«... das hat sich auch darin geäussert, dass jemand etwas wacher durch die Stadt ging und überall in den Mulden die vielen Fenster sah... Wir fanden, die Transparenz hier oben müsse man mit inneren Fenstern weiterbauen, also haben wir sie uns aus dem Abfall geholt...»

«... wir haben vor allem in Fähigkeiten und geistiges Kapital investiert, das ist beweglich. das kann man mitnehmen...»

«... das Projekt hat Modellcharakter... Es dauert drei Jahre, aber es ist auf Langzeitwirkung angelegt (...) und wir sind angewiesen darauf, dass diese Ausstrahlung stattfindet...»

Vertragspartner der Bank ist ein Trägerverein, der sich aus Leuten zusammensetzt, die von ihr als vertrauenswürdiger anerkannt wurden als die jetzigen Benützer. Es wird immer wieder der Begriff «Persönlichkeiten» verwendet. Die Benützer sind Untermieter des Trägervereins, der verantwortlich ist für das Nutzungskonzept, die Untermietverträge, die Hausordnungen. Als Anlaufstelle für alle konkreten Alltagsprobleme wurde ein Koordinator angestellt. Mittelfristig hat der Trägerverein ein wichtiges Anliegen: die Benützer zur Selbstständigkeit zu ermuntern, damit sie nach Ende des Schlotterbeckprojekts die Weiterführung an einem anderen Ort selber an die Hand nehmen können.

Das Bewilligungsverfahren für die Umnutzung und den Umbau verlief nicht ganz problemlos. Die Initianten hatten eine Phase durchzustehen, in der versucht wurde, politische Vorbehalte gegen das Projekt in rechtliche Hürden umzumünzen. Schliesslich obsiegte aber die liberale Fraktion in der Verwaltung; Ermessensspielräume sind zugunsten der Realisierung ausgeschöpft worden.

Den Initianten liegt viel am Modellcharakter des Projekts. Sie möchten damit dazu beitragen, dass andere Besitzer solcher Grundstücke auf ähnliche Vorhaben positiv eingehen.

## **HALLE 180, SULZERAREAL**

Seit Beginn des Wintersemesters 1991 arbeiten die Architekturstudenten des Technikums Winterthur in der Halle der ehemaligen Kesselschmiede der Firma Gebrüder Sulzer AG. Die Verträge für die Zwischennutzung lauten auf rund vier Jahre. Neu in die Halle gestellt wurden offene

Plattformen aus Stahl. Die Gebrüder Sulzer AG hat den Umbau finanziert (Kosten: 5,5 Mio. Franken) und die fertige Halle an den Kanton zu einer Jahresmiete von 1.9 Mio. Franken vermietet, einschliesslich Amortisation und Demontagekosten nach dem Wegzug (das ergibt für die rund 5000 m<sup>2</sup> knapp eine Miete von 400.—/m<sup>2</sup>). Sollte das Provisorium länger nutzbar sein, entfällt die Amortisation. Diese Nutzungsdauer hängt wesentlich von der PTT ab, die von der Sulzer AG diesen Teil des Areals übernimmt und beabsichtigt, dort ein Verteilzentrum zu erstellen. Studien dazu sind noch im Gange; je nach Resultat der Abklärungen kann die Halle 180 noch über die vier Jahre hinaus benutzbar bleiben.

Auslösend für den Umzug der Architekturabteilung war die 1989 akute Raumknappheit des Technikums Winterthur am alten Standort — nichts Aussergewöhnliches also. Die Abklärungen über alternative Standorte fielen mit den anlaufenden Diskussionen über die Zukunft des Sulzerareals zusammen. Ausgelöst durch die Publikation des Sulzerprojekts «Winti Nova» initiierte damals die SIA-Gruppe Winterthur eine öffentliche Debatte über die Zukunft des Stadtteils. Zwei Architekturlehrer des Technikums prüften schliesslich 1989/90 mit ihren Studenten verschiedene Hallen auf ihre Eignung.

## **RAUMMENTALITÄTEN II**

«... ein Idealfall für einen offenen Atelierbetrieb...»

«... das Ziel war: weg vom Schulzimmer zum Arbeitsklima und zur Atmosphäre eines Atelierbetriebs, mit Absprachen und Vereinbarungen statt abschliessbarer Räume und Öffnungszeiten. Jeder Student hat einen Schlüssel, die Halle ist rund um die Uhr benützbar... Gerade die Tatsache des Provisoriums erlaubt es, vieles einfach einmal probeweise einzuführen...»

«... es sieht so frisch aus, weil es ein Provisorium ist. Ein «Haus im Haus» anstelle der offenen Plattformen kam schon aus Kostengründen nicht in Frage und hätte zudem eine Flut von Vorschriften ausgelöst...»

«... wichtig war eine kurze Entscheidungsphase und eine kurze Realisierungszeit. Alle Instanzen haben bereitwillig mitgezogen...»

«... der Raum hat Hierarchien abgebaut. Aber er stellt natürlich die Anforderung selbstverantwortlicher Nutzung und setzt Vertrauen voraus „»

«... man bekommt hier mehr mit, was in der ganzen Abteilung vor sich geht. Die Informationen fliessen selbstverständlicher: Ich gehe an den nur mit Vorhängen abgetrennten Unterrichtskojen vorbei und bekomme ein paar Sätze oder ein Dia mit ...»

«... ein unter Einstieg in die geplante Studienreform, die ja vermehrt auf Selbststudium und Projektunterricht ausgerichtet ist...»

Die Institution «Schule» versucht, den Freiraum der Zwischennutzung für sich fruchtbar werden zu lassen und sucht damit Herausforderung und Innovation, Das Provisorium erlaubt das Erproben von Einstellungen und Verhaltensweisen, die in einem Definitivum nicht ohne weiteres möglich gewesen wären. Dem baulich Offenen und Provisorischen entspricht die angestrebte Veränderung im «unsichtbaren Environment<sup>3</sup>: An die Stelle fest zugeteilter Räume treten Absprachen. Die Überlagerung der auf einen anderen Zweck zugeschnittenen Fabrikhalle mit der heutigen Nutzung wirkt in hohem Masse anregend. Das ist offenbar der kulturelle Reiz dieser Bauten: Gerade als zweckentfremdeter Zweckbau vermittelt die Halle die als kreativ und stimulierend empfundene Atmosphäre einer «Werkstatt», eines Ateliers. Es ist mehr als die Raumknappheit, die solche Räume attraktiv erscheinen lässt: attraktiv nicht für die ehemaligen Arbeiter, aber für deren sozial aufgestiegene Söhne und Töchter.

## **WOHLGROTHAREAL**

Es gibt Zwischennutzungen mit Vertrag oder als Übergriffe. Zwischen Vertrag und polizeilicher Räumung steht die Duldung eines Übergriffs, einer Besetzung, das befristete Tolerieren einer Nutzung — sei es durch den Eigentümer oder durch eine Behörde, die ein Gebäude erst bei Vorliegen der Baubewilligung räumen lässt.

Letzteres trifft — zur Zeit der Abfassung dieses Textes im Januar 1992 — auf das Wohlgrothareal in Zürich zu, ein ehemaliges Fabrikareal im Stadtkreis 5, einige Gehminuten vom Zürcher Hauptbahnhof entfernt. Seit Pfingsten 1991 ist das Areal — drei Fabrik- und zwei Wohngebäude — besetzt. Die Oerlikon-Bührle AG beabsichtigt, die Bauten abzureissen und im Baurecht Neubauten zu errichten. Momentan sind Rekurse hängig. Die Gebäude standen rund zwei Jahre leer und wurden von den Eigentümern unbenutzbar gemacht. Nach umfangreichen Instandsetzungsarbeiten nennen die BesetzerInnen heute folgende Nutzungen:

«Cafe, Volksküche, Theater» und Konzertsaal, Ausstellungsraum, Bewegungsraum, Lesothek, Flohmarkt für Kleider, Hybridium, Jazzkeller, Frauenatelier, Volksatelier, Skaterraum mit Rampen, Velowerkstatt, Disco, Inforaum und ein Wohnhaus für 20-30 Personen, einschliesslich einer Frauen-Wohngemeinschaft». Diese Nutzungen sind als Programme zu verstehen, als Idealvorstellung, denn die Räume stehen für Eigeninitiativen zur Verfügung. Die BesetzerInnen sind besorgt, dass «die Widersprüche von aussen» auch ins Wohlroth hereingebracht werden: Viele Besucher fänden es auch hier bequemer, sich etwas bieten zu lassen, zu konsumieren, oder anzunehmen, dass an Sitzungen «Vorgedachtes» präsentiert werde. Anzumerken wäre noch, dass inzwischen zum Beispiel Jazz- und Rockkonzerte im Veranstaltungskalender der Tagespresse angekündigt werden.

### **RAUMMENTALITÄTEN III**

«... auslösend war, dass das Areal zwei Jahre lang leer stand. Dass dann die Räume derart ideal waren, wussten wir gar nicht... Schöne hohe Räume, viele Fenster, verschiedenartigste Dinge mit unterschiedlichsten Materialien sind machbar. Es gibt wenig Räume, mit denen so etwas möglich ist. Genügend Platz ist da, vielschichtige Räume, grosse Hallen und kleine...»

«... die Räume hier waren eine Herausforderung. Sie waren derart kaputt: zugeschweisste Fenster, verbetonierte WC-Anlagen, zugemauerte Türen usw., dass wir sie eigentlich von Grund auf neu gestaltet haben.»

«... es kann sich jeder hier seine Umgebung selber und fantasievoll gestalten, man macht auch vieles zusammen (...), aber jeder Raum braucht Leute, die Energie investieren, was nicht immer der Fall ist. Und wichtiger als ein Endzustand ist der Weg dazu...»

«... der Standort im Zentrum ist wichtig, es soll ein Treffpunkt sein, gut erreichbar für verschiedene Gruppen. Die Disco hat ein sehr breites Spektrum...»

«... Wir haben unsere Versammlung, eine Art VV, aber auch das Prinzip ‚selber Verantwortung übernehmen‘: alles, was du machst, musst du selber verantworten... Man kann sich weigern, wenn man mit Beschlüssen nicht einverstanden ist, so tolerant sind wir...»

«... die Arbeiten sind freiwillig, basieren auf Eigeninitiative, wir haben keine festen Gruppen, alle machen alles — kochen, verglasen, mauern,



sogar die Geldverwaltung wechselt. Das gibt natürlich auch Pannen. Konflikte und Frustrationen...»

«... man lebt sehr billig hier, keine Miete, die Volksküche gibt Mahlzeiten zum Selbstkostenpreis von fünf Franken ab, ein Kleider-Flohmarkt ist auch da...»

«...Wir haben keine Kontakte mit der Stadt. Es ist so etwas wie ein gegenseitiges Ignorieren. Es gibt keine Bewilligungen...»

«... Wir können und wollen der Stadt ihre Probleme nicht abnehmen... Wir haben keinen guten Ruf am Platzspitz, aber wir haben gelernt, mit den Leuten umzugehen, es geht meistens ohne Gewalt, es hat sich eingependelt...»

«... das ist der schönste Raum, den wir haben, das Frauen-Atelier. Du siehst nicht viel, wir haben keine Beleuchtung, aber rundum hohe Fenster, wir haben sie selber neu verglast, viel Licht...»

«...alle wichtigen Räume sind mit schweren Ketten und Vorhängeschlössern gesichert. die beim Kommen und Gehen jedesmal geöffnet und wieder verschlossen werden — «das ist nötig, denn wir sind schon ausgeraubt worden...»

«... es gibt in dieser Stadt, auch von den Kosten her, einfach keine derartigen Räume... Wir gehen für uns davon aus, dass es weitergeht. An Räumung zu denken, bringt nichts, da könntest du überhaupt nichts mehr : machen. Und wir machen *jetzt* etwas...»

## **ZWISCHENNUTZUNG FÜR ACHT STUNDEN**

Der Ort: Die stillgelegte Fussgängerunterführung am Escher-Wyss-Platz in Zürich. Es geht um eine der sogenannten DJ Parties — eine Nacht lang am selben Ort; Einladungen erfolgen durch Zettel in Plattenläden; selten einmal gelangen Hinweise über Parties an illegalen Örtlichkeiten in die offiziellen Presseorgane, und wenn doch, dann vorzugsweise nach deren Durchführung. In der Wochenzeitung stand darüber zu lesen, nur in grösseren Städten fänden sich «so abscheulich-ideale Missbildungen wie eben die Unterführung unterhalb des Escher-Wyss-Platzes».

## **RAUMMENTALITÄTEN IV**

«... das Faszinierende ist, dass der Raum von der Zeit überholt worden ist: in den 70er Jahren mit grossen Mitteln aus dem Boden gestampft und heute überflüssig. Er hat sich als hinfällig erwiesen, überholt durch die geänderten Auffassungen...»

«... eine eigenartige Stimmung und der nackte Charme, den der Raum ausstrahlt... In der Architektur ist der Zeitgeist noch spürbar; das war ja einfach in die Gegend geklotzt; ein Betonsarg, das erzeugt ein Spannungsfeld, eine zusätzliche Faszination.»

«... wichtig: die Idee des spontanen, rasch Raum besetzen und dann wieder gehen...»

«... zum Mieten sind in Zürich keine so schönen Räume auffindbar...»

«... angefangen habe ich mit fliegenden illegalen Bars in Häusern, wo ich zufälligerweise der letzte Mieter (vor der Renovation) war...»

«... es geht jetzt um Räume, die mit wenig Sachzwängen verbunden sind. Wichtig ist das Nicht-Kommerzielle -- keine Sachzwänge, für die Miete Mehrwerte abschöpfen zu müssen, kein Bewilligungsverfahren, kein Wirtepatent. Legal lässt sich wenig machen...» ‘

«... das macht es erfrischend; man kann direkt auf das Ziel los, das man will: eine bestimmte Art von Stimmung, eine Party machen, an die ich selber ginge, wo man sich nicht verarscht vorkommt... Eigendynamik ist wichtig.»

«... kein Zwang, ein künstlerisch hochwertiges Produkt zu bieten, von der Musik her wertfrei, im Falle Escher-Wyss aber keine Hitparade, sondern harter industrieller Lärm (...), kompromisslos, für Leute mit wenig Geld, die sich für die Musik interessieren, auch die Bar ist billig...»

«... keine Inhalte vermitteln, sich ausleben in einem nicht gesellschaftschädigenden Ausmass, (...) Kreativität entwickeln, keine Schrebergärten mit Sendungsbewusstsein. Es geht darum, eine Stimmung zu transportieren, die andere auf ähnliche Ideen bringt ...»

«... wenn man es illegal macht, weiss man, woran man ist und die lustvollste Art, so etwas durchzuführen, ist illegal ...»

«... als Infrastruktur? Eine Anlage, eine Bar, ein Tisch, wenig Licht, es

braucht nicht viel. Für den Escher-Wyss haben wir billige Taschenlampen gekauft und verteilt, die Stromzapfstelle war schwach, und wegen einem eventuellen Kurzschluss...»

«... aber der Escher-Wyss ist gestorben, der zweite Versuch wurde um 01.30 h von der Polizei abgeklemmt...»

«... es braucht solche Freiräume, und es gibt sie. Die Räume sind eigentlich da, man müsste nur nicht gehindert werden, dranzukommen; Zugriffe sollten möglich sein...»

«... solche Environmental-Sachen sollten eigentlich toleriert werden, Sie tun niemandem weh, schaden volkswirtschaftlich nicht; unsere Selbstausbeutung sollte auch für kommerzielle Unternehmen tolerierbar sein. Wir verursachen keine Kosten, brauchen wenig Strom, stellen keine Norm in Frage, haben keine Weltverbesserungsabsicht, wir erfüllen alle Kriterien eines sozialverträglichen Vergnügens. Und wir sind bewusst apolitisch, ausser durch die Tatsache der Illegalität...»

«... aber wir machen weiter, solange es einer Gruppe ein Bedürfnis ist und Spass macht...»

Gerade der Sachverhalt, dass es jeweils um die zweckfremde Nutzung ehemaliger Zweckbauten geht, macht offenbar den ästhetischen Reiz von Zwischennutzungen aus. Solche Räume sind anscheinend in einer sonst nicht vorkommenden Weise «offen», mindestens im Code der betreffenden Szene. Das nicht mehr oder noch nicht Gestaltete wirkt stimulierend.

Eine Gestaltung, die nicht auf Dauer ausgerichtet ist, wird also sowohl erzwungen wie auch bevorzugt. Folgerichtig findet denn auch Material, das aus den Dauerhaftigkeitszyklen herausfällt, erneut Verwendung: Die Originalfenster aus dem Hofmann'schen Mustermessebau beispielweise sind im Schlotterbeckgebäude «aufbewahrt». Die zukünftige Demontage der Halle 180 in Winterthur ist in den Mietkosten bereits berücksichtigt. Die Arbeitskrane der Kesselschmiede, die schon für die Montage der neuen Plattformen eingesetzt worden sind, werden auch bei der Demontage dienlich sein. Man fühlt sich an Skizzen aus der Archigram-Epoche erinnert. Es werden Spuren gelegt, jedoch mit dem Bewusstsein, dass sie wieder gelöscht werden. Gestalter planen das Verschwinden ihrer Produkte mit ein.

Im derzeit grassierenden Wust gefälschter Geschichte wirken die

ohne Anspruch auf Dauer, verschwindbar, demontabel gestalteten Freiräume erfrischend. Der Verzicht auf den Zwang zur Dauerhaftigkeit schafft Luft, beseitigt Stickigkeit und Erdschwere. In den Zwischennutzungen holt die Stadt gleichsam Atem. Und die Geschichtsbewahrung kommt vergleichsweise unverkrampft, sozusagen durch die Hintertüre, doch noch ins Spiel: Zwischennutzungen und ihre Gestaltung fördern das wohl beste Verhalten zur Sicherung von Altbausubstanz — Erhaltung durch Gebrauch. Dies für den Fall, dass die politischen Auseinandersetzungen über die definitive Nutzung doch zur Erhaltung des betreffenden Gebäudes führen sollten.

Zwischennutzungen sind zweierlei: Freiräume für Experimente, für Lebens- und Arbeitsformen auf Probe, für spontanes, für Provisorisches, als kreative Chance des nicht Festgelegten, als Starthilfen. Sie sind aber auch existentielles Notprogramm, Notwohnung, Unterkunft für verhinderte Dauernutzer.

Ein kurzer Szenenwechsel: Wer die Londoner Waterloo-Station Richtung Themse verlässt, unterquert mehrere Brücken, unter denen sich, im dürftigen Wetterschutz, Wellkartonboxen aufgereiht finden: die Obdachlosensiedlung *cardboard-city*. Zürcher Unterführungen wie das Shop-Ville werden von ähnlichen Ansiedlern gesäubert.

Obdachlose und Randgruppen fallen zunehmend aus allen Märkten und manifestieren ihre Präsenz in der Gesellschaft durch simple Anwesenheit an Orten, «wo schon jemand ist». Oder sie bleiben ganz im Unsichtbaren. Für diese Menschen vermitteln Fürsorgeinstitutionen Zwischennutzungen. Zum Beispiel hat die Caritas Luzern rund 25 Wohnungen als Mieterin mit befristeten Mietverträgen von Hausbesitzern übernommen, die bereit sind, die Phase bis zur Renovation oder zum Abbruch auf diese Weise zu überbrücken. Zum Teil entsteht solche Bereitschaft auch aus Furcht vor Besetzungen. Die Caritas gibt die Wohnungen mit Untermietverträgen an Leute weiter, deren bisherige (günstige) Wohnung gekündigt wurde und die in der heutigen Situation keine für sie tragbare Wohnung mehr finden: Familien, Alleinerziehende, Ausländer. Keine Randgruppen also, denn — so wird festgestellt — «die heutige Wohnungsknappheit trifft immer mehr Normalverdienende».

Oder eine Arbeitsgemeinschaft für Jugendprobleme: Sie trat bei der Besetzung einer Abbruchliegenschaft als Vermittlerin auf, wurde Mieterin und gibt nun das Haus in Untermiete an die ehemaligen Besetzer weiter, auf Zeit. Auch sie macht Aufrufe, leerstehende Wohnungen nicht

unbenutzbar zu machen, sondern in Zwischennutzung zu vermieten. Im Hinblick auf eine dringliche Raummentalität: Wohnungsnot lindern, wo immer es geht.

«Fabrikhallen als Zufluchtsort für 250 Asylbewerber», titelte kürzlich eine Zeitung zum Durchgangsheim in Schwerzenbach. Es liegt in der Industriezone — auf diese Weise könne, stellen die Behörden fest, die Konkurrenz mit anderen Wohnungssuchenden vermieden werden. «Eine Grossunterkunft bereitstellen, ohne den Wohnungsmarkt zu belasten!» Für Asylbewerber muss Wohnraum geschaffen werden, «wo noch niemand ist». Jede andere Form schürt den Fremdenhass.

1965 bezeichnete Alexander Mitscherlich die Stadt als «Ort der Selbstbefreiung des Menschen». Er fand «der städtischen Lebensweise dieses Ferment des aufständischen Denkens beigemischt», und schrieb sein Pamphlet<sup>4</sup>, «...um zur Verwirklichung der besseren Utopie beizutragen, die der Stadt die Qualität erhalten möchte, *Raum des denkenden Aufstands* zu bleiben». Dieser Aufstand wechselte seinen Ort schon immer sprunghaft und unstet. Zur Zeit könnte er durchaus mit Zwischennutzungen und ihren Freiräumen zu tun haben.

Zwischennutzungen bergen ein hohes Konfliktpotential. Sie sind Schnittstellen unterschiedlichster Einstellungen und Verhaltensweisen. Diese wiederum provozieren subtile Verhandlungen und Vereinbarungen, denn Eigentümer, Behörden und Zwischennutzer sprechen zumeist verschiedene Sprachen, brauchen beidseits anerkannte «Übersetzer» und Vermittler, z.B. Trägervereine. Sachverhalte wie die beschriebenen sind vermutlich eine spezifische Erscheinung von Schweizer Städten. Nur hier besteht ein ökonomischer Druck, der jedes ältere Gebäude zum potentiellen «Bauland» erklärt. Nur hier entstehen diese merkwürdigen Verschränkungen, fast könnte man sagen: «Symbiosen» offenkundig widersprüchlicher Interessen. Dieselbe ökonomische Situation führt zum Umnutzungsdruck allerorten, und zu den eben diesen Druck kontrollierenden, kanalisierenden Politiken und staatlichen Instanzen; sie erzeugt aber auch die ganze Bandbreite potentieller Zwischennutzer. Erst das «besetzte Land» schafft sich Bewilligungs- und Umweltverträglichkeitsverfahren und schürt jene öffentlichen Auseinandersetzungen, die ihrerseits wieder Lücken und Pausen im auf Permanenz zielenden Raum-Verwertungsbetrieb erzeugen.

Heikel wird es jedoch, wenn staatliche Instanzen ihre auf Dauerzustände ausgerichteten Kontrollinstrumente und Verfahrensmechani-

men auch auf Zwischennutzungen übertragen wollen. Die planende, ordnende und kontrollierende Stadtgesellschaft steht hier völlig neuen Herausforderungen gegenüber: der Forderung nach Verzicht auf die Kontrolle des Ganzen, auf durchgreifende Ordnung, sowie der Forderung nach Bereitschaft, Recht in Abhängigkeit von der Dauer anzuwenden, für die es beansprucht wird, und also mit unterschiedlichen Ellen zu messen. Gefordert wird Rechtsungleichheit. Das ist ein harter Brocken, aber anders sind Zwischennutzungen nicht machbar. Es braucht «Deregulierung», nicht bei den grossen, langfristigen Vorhaben, sondern bei den kleinen, denen dazwischen — Recht auf Probe, auf Zeit, als Provisorium. Die neuen Bewegungen, Szenen, Theorien, Praktiken erfordern eine neuartige Beweglichkeit, neue Formen des Umgehens mit unterschiedlichen Mentalitäten und Verhaltensweisen. «Sich gemeinsam am Anderssein zu erfreuen, macht den Reiz grosser Städte aus<sup>5</sup>.»

Um auf die eingangs formulierte These zurückzukommen: Neben den grossen Auseinandersetzungen über das Definitive braucht die Stadt mehr denn je die Offenheit, das Unbestimmte, Provisorische, Andersartige, die Atempausen der Zwischennutzungen. Früher mag es noch das ‚*terrain vague*‘ gegeben haben, heute hat es sich ins Gebaute verschoben. Zwischennutzungen sind ambivalent und labil. Ihre Abbildung und Beschreibung kann Toleranz fördern oder behindern, Möglichkeiten öffnen oder verschliessen. Eine ganze Reihe harmloser, oder wie einer der Interviewpartner es nannte, «sozialverträglicher» Sachverhalte konnte hier nicht benannt werden, weil sie, den Konstruktionen der Künstler Peter Fischli und David Weiss vergleichbar, Ergebnis so labiler Schwebestände sind, dass Gefahr bestünde, ihren Zusammenbruch einzuleiten.

Temporäre Nutzungen könnten Licht- und Ausblicke auf eine künftige Ablösung der Verdrängungs- und Ausgrenzungspolitik zugunsten einer neuen Kommunikations- und Vereinbarungskultur eröffnen. Zugleich sind sie Ausdruck von Resignation und Wut über die zunehmend erfolgloseren Auseinandersetzungen an der traditionellen Eigentumsfront. Oder haben wir es eher mit Mentalitätsbrücken und -krücken zu tun, die uns die Anpassung an eine veränderte, multikulturelle Stadtgesellschaft anhand von befristeten und damit vielleicht bekömmlicheren Portionen erlauben? Mit Orten und Zeiten, in und an denen Neugier, Offenheit, Toleranz — auf Probe — neu geübt werden können? Oder nochmals anders herum: Gibt es dauernden Aufenthalt am selbst gewählten Ort nicht mehr für alle? Ist das dritte Drittel der «Zweidrittelsgesellschaft» aus schierer Not auf Zwischennutzungen angewiesen?

Und schliesslich führt die Beschäftigung mit dem Vorläufigen, Ungesicherten zum Nachdenken über das Dauernde, Definitive. Wie definitiv ist denn dieses Definitive? «Die neue Stadtplanung wird eine Inszenierung der Ungewissheit sein», liest man in einem Interview mit dem Architekten Rem Koolhaas<sup>6</sup> ».

1 Werkbund Material 1980/2.

2 Mit Dank an die Gesprächspartner Daniel Häni und Jakob Tschopp (Werkraum Schlotterbeck), Werner Dubach (Halle 180, Sulzerareal) sowie die GesprächspartnerInnen des Wohlgrothareals und der Escher-Wyss-Unterführung.

Weitere Quellen dazu: schlotterblatt 1/91, Presseunterlagen zum Werkraum Schlotterbeck vom 23.3.91 u.a.; Wochenzeitung 16.9.91, 24.5.91 Volksrecht 28.5., 16.9., 30.10. und 24.10.91.

3 Marshall McLuhan, The Medium is the Message, Bantam Books 1967

4 Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, Suhrkamp 1966.

5 Beat Wyss n: Kursbuch 106, S. 30.

6 Arch + 105/106, Oktober 1990, S. 171.

© 1992 Autorinnen und Museum für Gestaltung Zürich  
Museum für Gestaltung Zürich  
Ausstellungsstrasse 60, CH-8005 Zürich  
Wegleitung SRK/Edition Museum für Gestaltung Zürich  
ISBN 3-907065-43-3